

Das Ich, das Wir und das Netz: Rollen, Identität und Raum in Social-Media-Interaktionen

Armas, Jonathan

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Armas, J. (2017). Das Ich, das Wir und das Netz: Rollen, Identität und Raum in Social-Media-Interaktionen. *Soziologiemagazin : publizieren statt archivieren*, 10(2), 77-90. <https://doi.org/10.3224/soz.v10i2.06>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Das Ich, das Wir und das Netz

Rollen, Identitäten und Raum in Social-Media-Interaktionen

von Jonathan Armas

77

Der Aufsatz beschäftigt sich mit dem Begriff „Entfremdung“ im Zusammenhang von Social-Media-Plattformen und den dort stattfindenden Interaktionen. Dabei geht der Autor von einem Diskurs aus, der diese kritisiert, sich jedoch der großflächigen Aufmerksamkeit entzieht. Der Autor entwickelt aus den Ansätzen von Zygmunt Bauman zu sozialen Räumen und Rahel Jaeggi zu Rollenentfremdung die These, dass die Form von Sozialität und Interaktion in Social-Media-Portalen zur gefühlten Entfremdung geführt habe. Da der neue soziale Raum, der dort geschaffen wird, Rollenkonversionen herausfordert und so zwingend konflikthaft ist, führt er zu Mechanismen der Konfliktreduktion, die das Selbst in Interaktion und Erscheinung beschränken. Dieses reduzierte Selbst und die Norm der distanzierten Interaktion könnten an den Raumgrenzen in die Alltagswelt übertreten und so auch diese transformieren.

abstract

Warum wir im Anschluss an Social-Media auch über Entfremdung nachdenken sollten

Die Erschließung des Internets durch die Massen hat eine Entwicklung ermöglicht, deren Folgen kaum absehbar waren: Ein Portal, dessen Grenzen quasi nonexistent sind und den Alltag in einer Weise tangieren, dass manche schon davon sprachen, sie verschwämmen, während andere das Internet noch als „Neuland“ (Kämper 2013) bezeichneten. Auch die soziale Welt blieb von den Entwicklungen der digitalen Infrastruktur nicht unberührt: Social Media haben die sozialen Interaktionen nachhaltig transformiert. Um dieser Entwicklung Rechnung zu tragen, muss auch der Begriff der Entfremdung angepasst und neugefasst werden. Der Diskurs im Internet und über das Internet ist – gerade im Hinblick auf Social-Media – durch ein Element der gefühlten Entfremdung charakterisiert, die kritisiert wird und sich so im vordergründigen Bewusstsein befindet. Die Oberflächlichkeit der Interaktionen im Internet wird meiner Beobachtung nach immer wieder im realen Leben problematisiert: Distanziertheit, mangelnde Intimität und eben Entfremdung werden beklagt. So fragt beispielsweise das Team der Internetseite Toluna seine Nutzer_innen, ob Social Media die Menschen eher entfremde oder zusammenbringe (TolunaTeamDE). Der Umstand, dass die Frage gestellt wurde zeigt, dass das Thema von

” Social Media haben die sozialen Interaktionen nachhaltig transformiert.

Relevanz ist, auch wenn sich die Antworten der Nutzer_innen inhaltlich auf „Finde ich auch“ und „Finde ich nicht“ beschränken. Auch sei der Film „#Zeitgeist“ erwähnt, der digitale Nähe und analoge Distanz thematisiert (hinsehen 2015). Wieso lässt sich also die Verknüpfung von Social-Media und Entfremdungsdiskursen theoretisch verstehen? Auf diese Frage möchte ich im Folgenden eine Antwort anbieten.

Der Begriff „Entfremdung“ soll im Sinne dieses Aufsatzes keineswegs so abwertend gesehen werden, wie er auf den ersten Blick wirkt. Vielmehr müssen wir versuchen, ihn sachlich zu fassen und dergestalt so zu verwenden, dass er einen Veränderungsprozess beschreibt, der sich durch die Abkehr von einem „natürlichen“ (soll heißen: als natürlich angesehenen) Ideal kennzeichnet. In diesem Sinne ist die von mir beschriebene Veränderung der Sozialität gerade im Hinblick auf die Beharrungskraft von sozialen Praktiken, Institutionen und Interaktionen eine Abwendung vom Quasi-Natürlichen. Dabei soll aber auch darauf verwiesen sein, dass es sich bei

diesem vermeintlich „Natürlichen“ nicht um die wahre Natürlichkeit, sondern vielmehr um die Gewohnheit handelt, wenn wir berücksichtigen, was Horkheimer und Adorno treffend bemerken: „Die Menschen bezahlen die Vermehrung ihrer Macht mit der Entfremdung von dem, worüber sie die Macht ausüben“ (2003: 15) bereits in der Aufklärung. Einen solchen Prozess normativ zu fassen, kann und soll nicht Ziel dieser Arbeit sein: Der soziale Wandel ist daher im Sinne dieses Textes zunächst weder als gut noch als schlecht zu bewerten, womit gleichzeitig auch verhindert werden soll, in einen unreflektierten, medienkritischen Diskurs zu verfallen. Entfremdung soll hier die Folge einer technologischen und sozialen Entwicklung sein, bei der die Menschen sich sowohl in der Sozialität und im Miteinander als auch zu sich selbst entfernen. Was das heißen soll, wird im Folgenden erläutert werden.

Rollenkonversion und sozialer Raum als theoretische Rahmungen

Ich möchte hier zeigen, dass wir mit der massenhaften Benutzung von Social-Media-Portalen wie Facebook, Twitter und Instagram (um nur einige Beispiele zu nennen) einen neuen sozialen Raum geschaffen haben, der unseren gewohnten sozialen Raum partiell schneidet und seine eigenen Regeln, Normen und Hand-

lungserwartungen ausgebildet hat. Das neue Phänomen, sich überschneidender sozialer Räume hat uns gezeigt, dass diese keineswegs so abgeschlossen sind, wie wir vielleicht zuvor hätten annehmen können, sondern dass ihre Konfliktlinien zu dem Umstand führen, dass soziale Normen von einem Raum in den anderen übergreifen. So will ich behaupten, dass die Norm der distanzierten und oberflächlichen Behandlung von Sachverhalten und Personen im Internet sich auf die erfahrbare Wirklichkeit der Alltagswelt (soll heißen: die Welt außerhalb des Internets) übertragen und dort zu einem Entfremdungsgefühl geführt hat. Diese Norm entsteht aus der Überforderung, die mit der Konversion von Rollenerwartungen im Internet einhergeht: Familienmitglied, Arbeitnehmer_in, Freund_in etc. All diese Rollen treffen im Social-Media-Raum aufeinander: Wir sind im Zugzwang und müssen uns praktisch so verhalten, dass alle Rollenerwartungen befriedet werden und keine enttäuscht wird. Das führt zur Frage, ob unser Handeln quasi einen Minimalkonsens unseres wahren Selbst darstellt oder nur den Haken, an dem wir unsere Rollen aufhängen (Goffman bei Jaeggi 2016: 113). In jedem Fall sehe ich dieses Problem als Ursache für distanzierte soziale Interaktion. In diesem Zusammenhang muss der Begriff der (Selbst-)Entfremdung für das Internet, für Social-Media, erweitert werden, um adäquat in die aktuelle Zeit zu passen. Dabei möchte ich mich des angesproche-

nen Theoriekonzeptes bedienen. Um die Problematik theoretisch zu erklären, will ich daher zunächst zeigen, wie sich der von mir eingangs problematisierte Diskurs äußert und anschließend das Prinzip der Distanziertheit aufgrund multipler Rollenerwartungen erläutern, um davon ausgehend zu zeigen, wie sich diese Norm in die Alltagswelt übertragen haben könnte. Abschließend werde ich einige Gedanken und Perspektiven erläutern.

Das Phänomen sichtbar machen

Nun ist das Phänomen, das ich untersuche, keineswegs so offensichtlich wie es aus meinen einleitenden Worten heraus vielleicht anzunehmen ist: Die Problematik von Vereinsamung und (Selbst-)Entfremdung findet zwar im Diskurs Widerhall, entzieht sich gleichwohl aber der großflächigen Aufmerksamkeit. Einen wissenschaftlichen Diskurs zu diesem gesamtgesellschaftlichen Diskurs gibt es mit dem von mir thematisierten Fokus (noch) nicht. Außerdem sind die Ebenen des gesamtgesellschaftlichen Diskurses diffus und kaum wissenschaftlich verwertbar. Immerhin findet dieser genau da statt, wo auch das Problem liegt: Im Internet, auf Social-Media-Plattformen, im Schutz der Anonymität, denn keine_r will sich die Blöße geben, zugeben zu müssen, dass sie_er mit der gepflegten Form von Sozialität unzufrieden sei. Wie aber können wir

dann das Phänomen erfassen, wenn es so ungreifbar ist? Ich möchte einen Versuch unternehmen, dieses Phänomen um- und einzukreisen. Dazu bediene ich mich eines Phänomens, das dem hier vorgestellten zwar verwandt, jedoch wissenschaftlich besser erforscht ist: Online-Dating. Über quantitative Aspekte kommend, werde ich versuchen zu zeigen, dass wir bereits an diesem Thema einen Deut auf die Social-Media-Interaktionen erkennen können. Eva Illouz (2006: 115) stellt bereits für das Ende der 1990er-Jahre fest, dass Online-Partner_innendienste beliebter werden. Dieser Trend wird auch von Jean-Claude Kaufmann beschrieben (2011: 12). Tatsächlich zeigen Statistiken, dass die Nutzer_innenzahlen von Online-Portalen, die der gezielten Kontaktvermittlung dienen, stetig zunehmen (Singlebörsen-Vergleich). Gleichzeitig stagniert jedoch die Zahl derer, die die Portale regelmäßig nutzen, während die derer ansteigt, die die Portale kaum, selten oder gar nicht nutzen (IfD Allensbach 2016). Dies lässt erkennen, wie wichtig das Internet als Kontaktraum und Raum für Sozialität geworden ist. Auf der anderen Seite lässt die quantitative Entwicklung der Nutzungshäufigkeiten die Frage offen, wieso die Plattformen nicht intensiver genutzt werden. Betrachtet man die Kriterien der Kontaktaufnahme in professionellen und marktorientierten Vermittlungsagenturen, so entdeckt man die Ausrichtung an (pseudo-)wissenschaftlichen, psychologischen Maßgaben, die

somit die_den ideale_n Partner_in finden sollen. Diese „Verkleidung“ ins wissenschaftliche Gewand fordert den_die Nutzer_in im ersten Schritt auf, ein Profil zu erstellen. Im Unterschied zu einem Profil bei Social-Media-Plattformen orientiert sich das Online-Dating-Profil nicht direkt an den Selbstaussagen des_der Nutzer_in über sich selbst. Die Wissenschaftlichkeit der Kriterien bleibt dabei umstritten: Die psychologische Erforschung des Verliebense hat es nicht geschafft die abhängigen Variablen zu isolieren, die für das Verlieben verantwortlich sind, somit geraten auch die Tests in Kritik (Finkel et al. 2012).

Täuschung und Identitätskonstruktion als Selbstexposition

Aufgrund von Tests jedoch davon auszugehen, dass in den Portalen nicht getäuscht werde (Illouz 2006: 121), ist irreführend. Illouz stellt zwar korrekt fest:

Prima facie ermöglicht das Internet ein deutlich flexibleres, offenes und multiples Selbst, das damit gleichsam paradigmatisch wird für das postmoderne Selbst mit seiner Fähigkeit zum Spiel, zur Selbstentfremdung und sogar zur Täuschung, wenn man an das Vermögen denkt, Informationen über das Selbst zu manipulieren. (2006: 121)

Doch obwohl sich die auf den Plattformen angebotenen Tests damit brüsten, Selbstinszenierung zu verhindern und auf diese Weise das wahre Selbst zum Vorschein zu bringen, ist die Beantwortung der Fragen immer noch ein Akt der Selbsteinstufung, der dem_der Nutzer_in ermöglicht, sich in den Augen der Anderen so darzustellen, wie er_sie sein will (Aretz et al. 2017: 15f). Die Form der Inszenierung wird nur diffuser und schwerer zu entlarven. Die Herstellung derartiger Selbstexpositionen gibt Andreas Reckwitz (2015) Anlass, von einer Transformation der Sichtbarkeitsordnungen zu sprechen: Das Bearbeiten der disziplinären Sichtbarkeitsordnung, in der das Verschwinden in der Masse wünschenswert war, führt zu einem neuen Dispositiv der kompetitiven Singularitäten, in dem ein_e jede_r versucht, Alleinstellungsmerkmale zu schaffen, um so sichtbar zu werden. Dabei nehmen auch Social-Media- und Dating-Portale die Rolle von Plattformen ein, die eben jene Sichtbarkeit ermöglichen:

Nun kann potenziell jedes Subjekt eine Sichtbarkeit seiner Person und seiner mehr oder minder elaborierten Werke herzustellen versuchen, vor allem über social media wie Facebook, Youtube oder Twitter, über Dating- oder Berufsportale, Blogs etc. (Reckwitz 2015)

„Es findet durch eine neue Art der Selbstexposition eine Form von Entfremdung statt, die sich am Selbst wie am Anderen äußern kann

82

Über diesen Aspekt verbinden und unterscheiden sich die Portale signifikant: Selbstentfremdung findet zwar in beiden statt, doch folgt sie bei Online-Dating primär daraus, dass die Darstellung darauf beruht, wie man gerne wäre. Dies ist zwar auch bei Social-Media-Portalen der Fall, dort jedoch kommt hinzu, dass die Interaktionsform an sich auch entfremdend wirkt. Zusätzlich dazu wird auf Social-Media-Plattformen die Täuschung dadurch erschwert, dass die Interaktion und Exposition nicht auf Fremde und potenzielle Liebschaften abzielt, sondern auf Personen, die aus dem Alltag bekannt sind und die deshalb das Vermögen besitzen, die Täuschung aufzulegen zu lassen. Man kann dennoch erkennen, welcher Trend hier zum Vorschein kommt: Es findet durch eine neue Art der - eine Form von Entfremdung statt, die sich am Selbst wie am Anderen äußern kann – wobei die Frage, ob wir uns von anderen entfremden, weil wir uns von uns selbst entfremden

zwar von Interesse ist, hier aber nicht weiter ausgeführt werden soll – und die im Falle von Online-Dating eine Verzerrung zugunsten sozial erwünschter Ich-Bilder erzeugt. Dieser Umstand entlarvt das Internet als Ort eines Entfremdungspotenzials, das durch die Diversifizierung von Umgangs(platt)formen gleichfalls vielschichtig wurde und somit – wie ich in den nächsten beiden Abschnitten zeigen werde – mit Hilfe des Abbaus physischer Räume und aufeinandertreffender Rollenerwartungen eine Entfremdung in der Alltagswelt erzeugt.

Rollen-(Nicht-)Sein: Soziale Medien und die Selbstentfremdung als Rollenproblematik

Wir alle spielen Rollen. Diese Aussage, so banal sie auch scheinen mag, kann zu einer Komplexität heranwachsen, die zunächst kaum absehbar ist. Rollen spielen. Rollen sein. Was heißt das? Schon durch die in den vorhergehenden Sätzen verwandten Verben wird eine grundlegende Problematik des wissenschaftlichen Rollendiskurses angedeutet: Sind wir die Rollen oder spielen wir sie nur? Oder anders gefragt: Inwieweit können wir eine Rolle tatsächlich sein oder auch nicht sein? Rahel Jaeggi (2016) sieht in den Rollen daher das Potenzial zu einem Prozess der Selbstentfremdung, der jedoch nicht allein

aus der Tatsache entspringt, dass wir Rollen spielen, sondern vielmehr aus dem Unvermögen, die Rollen adäquat spielen und ausfüllen zu können (Jaeggi 2016: 104). Dabei besitzen Rollen das Vermögen, die Komplexität der Alltagswelt in für uns verwertbare Wissensselemente zurückzuführen. Mit Rollen sind Normen, Werte und Verhaltensanordnungen unmittelbar verknüpft. Darum wissen wir alle, wie wir uns nun angemessen zu artikulieren haben, wenn wir uns in dieser oder jener Rolle befinden. Rollen sind somit an Positionen von gesellschaftlichen Subjekten gebundene Erwartungshaltungen hinsichtlich ihres Verhaltens (Jaeggi 2016: 109).

Rollen jedoch sind – und das liegt nun mal in ihrem Wesen – immer nur partiell. Keine Rolle ergreift unseren Alltag in jeder Sekunde des Tages, alle Tage unseres Lebens. Die Anwältin ist, hat sie die Kanzlei einmal verlassen, nicht mehr in dieser Rolle, sondern vielmehr tritt sie über in andere Rollen, die nun relevant werden: Die Rolle einer Passantin auf der Straße, die der Tochter oder gegebenenfalls selbst der Mutter. Sprich: Rollenkonstellationen sind multipel (Jaeggi 2016: 139). Dies wird umso relevanter, wenn wir bedenken, dass die Moderne eben jene Konstellation ist, in der das Aufeinandertreffen, die Existenz verschiedener Rollenhaltungen und -erwartungen, aufgrund ihrer Komplexität, problematisch wird (Jaeggi 2016: 139). Gleichzeitig werden selbst in einer Rolle verschiedene Erwartungshaltungen an

diese herangetragen: Der_die Chef_in erwartet von der Anwältin prinzipiell etwas Anderes als deren Sekretär_in (Jaeggi 2016: 129). Dieses Spiel von Rollenwechseln und Erwartungsverstrickungen mag in der Alltagswelt zwar vorwiegend reibungslos von Statten gehen, wird aber dann umso problematischer, sobald man die physischen Grenzen verlässt, die in der Alltagswelt verhindern, dass mehrere Rollen simultan verlangt werden.

Rollenkonversion und Minimalkonsens

Das Internet bietet eben diesen Raum: Soziale Netzwerke wie Facebook transzendieren die Grenzen von Beruf und Freizeit, von Familie und Freund_innenkreis, aber auch schlichtweg die Grenzen der geographischen Räume. Dort treffen alle aufeinander. Das Private wird zur Öffentlichkeit und umgekehrt: Das Foto vom Familienausflug am Wochenende bleibt nicht nur bei der Familie, sondern kommt zu Freund_innen, Kolleg_innen und alten Bekannten. In der Folge ist ein Zusammenstoß der Rollen unvermeidlich. Was für meine Freund_innen lediglich eine kleine Belustigung ist, kann für meine_n Chef_in schon eine Unzumutbarkeit sein und schließlich zur Kündigung führen. Solche Fälle sind aus den Medien hinlänglich bekannt (Gräfe 2017). Kurzum: Um nicht in die Falle zu tappen, die die

neue Öffentlichkeit, die neue Sichtbarkeit, geschaffen hat, ist es unvermeidlich, alle Rollenerwartungen zu befrieden. Ein ganzer Mensch jedoch, kann nie alle Rollenerwartungen erfüllen, die auf einmal in all ihrer Komplexität zusammenkommen (Jaeggi 2016: 132). Vielmehr ist der Mensch daher dazu gezwungen, die Reduktion des Selbst in Angriff zu nehmen. Plakativ formuliert: Weniger ist das neue Mehr. Die Handlungsspielräume, die sich uns aufgrund dieser Rollenkonversion ergeben, sind somit nur noch Minimalkonsense aus den Rollenerwartungen, die an uns herangetragen werden. Wenn ein Internetnutzer in seinem Blog schreibt, Facebook sei „zu einem effekthascherischen und doch eintönigen Marktplatz verkommen“ (Vielmeier 2017), dann zeugt das genau von der Wirkung dieser Minimalkonsense. Dies wirft jedoch die Frage auf, wie sich das „wahre Selbst“ zu eben jenem Minimalkonsens verhält: Inwiefern ist oder ist dieser nicht unser „wahres Selbst“? Jaeggi (2016: 141) negiert, dass ein wahres Selbst präexistent sei. Vielmehr schließt sie sich der Simmel'schen Deutung an, dass die Interaktion mit dem „Außen“ überhaupt erst die Bildung eines Selbst ermögliche (Jaeggi 2016: 117f). „Dass es hinter der sozialen Formierung durch Rollen keine »Eigentlichkeit« und kein unberührtes Selbst gibt, bedeutet [jedoch] nicht, dass wir uns nicht in Rollen unserer selbst entfremden können“ (Jaeggi 2016: 115). Es schafft jedoch die Notwendigkeit,

den Prozess der Selbstbildung und der Selbstentfremdung zu verknüpfen und zu erkennen, dass Selbstentfremdung scheinende Rollananeignung ist: Man muss dementsprechend

Selbstentfremdung als ein Symptom interpretieren, das durch die fehlende (Möglichkeit zur) Aneignung von Rollen entsteht. Was hier entfremdend wirkt [...] sind nicht die Rollen per se, sondern die Unmöglichkeit, sich in ihnen angemessen zu artikulieren. (Jaeggi 2016: 104)

Die Entstehung des Minimalkonsenses eines Handelns, die ich erläutert habe, schränkt demnach die Möglichkeiten, sich in Rollen „angemessen zu artikulieren“ (Jaeggi 2016: 104) maßgeblich ein, da wir nicht mehr die Möglichkeit haben, die Rollen umfassend auszuführen. „Sich auf [eine in Handlung und Auftreten rollenspezifische Art und Weise] zu bestimmen bedeutet aber notwendigerweise, sich zu beschränken. Man kann nicht gleichzeitig alles können und alles sein“ (Jaeggi 2016: 132). Daher haben wir es hier nach Jaeggi zwangsläufig mit einer Selbstentfremdung in der Internet-Interaktion zu tun. Dies ist also das erste Element der entstehenden Entfremdungsprozesse: Wir entfremden uns von uns selbst. Das zweite Element bildet der Umstand, dass wir uns voneinander entfremden, weil die Distanziertheit, die im Internet entsteht auf die Alltagswelt zurückwirkt.

”

Wir wollen gesehen werden,
[...] und sind enttäuscht, wenn ein Posting nicht das mediale
Echo der Community erfährt, das wir uns gewünscht hätten.

Was das Internet und die Großstädte verbindet und trennt

Wie die zwei Seiten einer Medaille verhält sich zudem der Umstand, dass es eben der Trend der sozialen Medien ist, Sichtbarkeit zu schaffen, Alleinstellungsmerkmale auszuarbeiten, nicht in der „grauen Masse“ zu verschwinden (Reckwitz 2015), obwohl oder gerade während es sich auf der anderen Seite gegenläufig verhält. Anders gesagt: Wir wollen gesehen werden, wir arbeiten an unseren Profilen, erweitern unseren Freund_innenkreis und sind enttäuscht, wenn ein Posting nicht das mediale Echo der Community erfährt, das wir uns gewünscht hätten. Gleichzeitig aber dienen unsere Bestrebungen nur begrenzt diesem Zweck: Das massenhafte Phänomen einer Suche nach Aufmerksamkeit führt nicht nur dazu, dass wir alle versuchen, sichtbar zu werden, sondern auch dazu, dass alle, die keine Alleinstellungsmerkmale aufweisen, alle, die nicht zu „Internetstars“ werden, in der Menge verschwinden. Ein unbändiger Informationsstrom rollt auf die „medialen Ichs“ ein und führt so quasi zu einer Reizüberflutung, in der nur das Herausragendste, Verblüffendste

und Kreativste überleben kann. Somit verhält sich diese Situation vergleichbar zu dem, was Zygmunt Bauman nach Helmuth Plessner über die Bewohner_innen der modernen Städte sagt: „Die städtische Masse ist keine Ansammlung von Individuen. Sie ist eher ein willkürliches, formloses Aggregat, in dem sich Individualität auflöst. Die Masse ist gesichtslos, und so sind ihre Einheiten ersetzbar und disponibel“ (Bauman 2009: 231f.).

Der wesentliche Unterschied jedoch zu den modernen Großstädten, die auch Simmel (1995) thematisiert, besteht darin, dass die benannten Einheiten eines sozialen Netzwerks eben nicht zwingend ersetzbar sind: Freund_innen kann man nicht ersetzen. Man kann nicht Freund_in A durch Person B ersetzen. Freilich ist der Austritt der einen oder anderen Person aus einem sozialen Netzwerk möglich, verkraftbar und nicht weiter problematisch. Doch für die Struktur der persönlichen Relevanzbeziehungen im Netzwerk ist es bedeutsam, dass die frei gewordene Stelle nicht durch beliebige Nachfolger_innen besetzt werden kann und somit vakant bleibt. Die Rationalität mit der versucht wird, mediale Aufmerksamkeit zu erringen

(Reckwitz 2015) gleicht eben der Rationalität der Großstädte (Simmel 1995: 118) und derer, die eben für die Moderne so charakteristisch ist (Bauman 1992). Die Vereinfachung der Erreichbarkeit, die Rationalisierung von Dating-Prozessen (Illouz 2006; Kaufmann 2011) und die Erweiterung der Reichweite sind somit über diesen klassischen Prozess der europäischen Moderne verknüpft. Dies lässt auch erkennen, dass die Entfremdungsphänomene, die ich hier thematisiere, keineswegs komplett neu sind, sondern als Prozesse dessen, was wir allgemein als „Moderne“ bezeichnen, einer längeren Entwicklung folgen. Die Erschließung des Internets und die Entwicklung von Social-Media-Plattformen haben die Phänomene nicht geschaffen, sondern lediglich erweitert und auf eine andere Ebene gehoben, wodurch sie gleichsam auch verstärkt wurden.

Soziale Medien als soziale Räume?

Zu klären bleibt jedoch, wie sich diese Norm der Distanziertheit, deren Entstehungsprozess ich vorausgehend erläutert habe, auf die Alltagswelt jenseits des Internets überträgt. Dazu möchte ich mich des Konzepts der sozialen Räume bedienen, wie sie Zygmunt Bauman (2009) in seiner Postmodernen Ethik erläutert, nämlich als Räume, die durch dreierlei Prozesse

definiert werden: kognitive, ästhetische und moralische Raumverteilung (Bauman 2009: 217f.). Ich möchte an dieser Stelle behaupten, dass das Internet die Ausbildung eines alternativen Raums ermöglicht hat, der parallel zum sozialen Raum unserer Alltagswelt existiert und bewohnt wird. Diese sozialen Räume – und das findet sich bei Bauman so nicht – bilden über ihre Mitglieder Überschneidungen aus, die die Diffusion von Normen und Verhaltensmustern ermöglichen.

Wieso kann man nun aber von Social Media als eigenem sozialem Raum sprechen? Zunächst möchte ich dazu auf den kognitiven Raum eingehen: Der kognitive Raum kennzeichnet sich laut Bauman über die Kenntnis des Lebens mit anderen und der damit einhergehenden Sammlung von Wissen über andere aus. Das Leben mit anderen macht dieses Wissen notwendig, um Komplexität zu reduzieren und Erwartungssicherheit herstellen zu können. Die dadurch entstehende Beziehung kann Mit-Beziehung genannt werden. „Alles in dieser elementaren »Mit«-Beziehung ist *reziprok* gestaltet“ (Bauman 2009: 219; Herv. i. O.). Wenn somit Wissensstrukturen und Reziprozität kennzeichnend für den kognitiven Raum sind, so können wir erkennen, dass auch Social-Media-Plattformen über diese Merkmale verfügen. Sie strukturieren und verteilen Wissen, zu dem sie gleichermaßen den Zugang regulieren: Profile sind so gesehen Expositionen des Wissens über den_die Nutzer_in selbst, aber auch über

ihre_seine Anderen, die je nach Einstellung mehr oder weniger zugänglich sind. Gleichzeitig ermöglichen die Plattformen Interaktionen, die zwingend reziprok sind. Kontaktierende können prinzipiell davon ausgehen, dass sich Kontaktierte nicht der Interaktion entziehen können, da der Beginn einer Interaktion nicht – wie bei der Face-to-Face-Interaktion – die Bereitschaft zur Interaktion a priori voraussetzt. Geht der_die Kontaktierte dann nicht auf die Interaktionsaufforderung ein, so muss dafür eine Legitimation erfolgen. Die Formen dieser Interaktionsaufforderungen sind dabei durchaus vielfältig: Eine Markierung unter einem Bild, eine Nachricht usw.

Soziale Medien und „Spielen“

Der soziale Raum „Internet“ ist jedoch auch ein ästhetischer Raum, der sich vortrefflich mit dem vergleichen lässt, was Bauman über den Flaneur schreibt (2009: 257). Insofern kann man das Herumlungern auf Social-Media-Plattformen, das ständige Beobachten und Beobachtet-Werden und die Suche nach Interessantem durchaus als „Spiel“ beschreiben. Keine Interaktion, die dort stattfindet, ist zwingend notwendig oder *vice versa* ist jede dort stattfindende Interaktion an sich *überflüssig*, weil sie frei ist (Bauman 2009: 254). Dies deckt sich vortrefflich mit der Sichtbarkeitsordnung der kompetitiven Singularitäten, die ich im Anschluss an

Reckwitz zuvor angedeutet hatte. Dieses Spiel besitzt jedoch auch wichtige Regeln: „Jedes Spiel setzt seine Regeln. Spiel *ist* die Regeln: es hat keine andere Existenz außer einer Anzahl von Spielern [sic], die Regeln beachten“ (Bauman 2009: 256; Herv. i. O.). Diese Eigenschaft des Spiels verweist mit dieser Verregelung auch auf ein zentrales Charakteristikum von sozialem Raum, denn „sozialer Raum ist regelbeherrscht“ (Bauman 2009: 223).

Aus unserem traditionellen Blick heraus haben wir jedoch lange Zeit verdrängt, dass die Moderne und die Vielfalt, die mit dieser einhergeht, auch eine Pluralisierung von Raum bedeuten kann – vielleicht sogar muss. Als wir gezwungen waren, Kommunikation direkt auszuführen – sprich: in persönlicher Begegnung und sei sie nur am Telefon ergab es bei weitem noch keinen Sinn von einem neuen sozialen Raum zu sprechen und daher auch nicht die Existenz verschiedener sozialer Räume in Betracht zu ziehen. Denn: Dadurch war Kommunikation wesentlich an physischen Raum gebunden, wodurch die Kategorien von physischem und sozialem Raum nahezu deckungsgleich verliefen. Seit es jedoch möglich ist, soziale Interaktion und Kommunikation losgelöst von der tatsächlichen Gegenwart der Körper zu betreiben und sich somit vom physischen Raum zu lösen, müssen wir in Betracht ziehen, dass es eben nicht mehr nur diesen einen sozialen Raum gibt. Die Entwicklung alternativer oder paralleler Kommunikationsstrukturen

und -plattformen ist für mich somit potenziell der Aufbau eines neuen sozialen Raums, der zwar nicht in Konkurrenz mit dem traditionellen Raum tritt, ihn jedoch trotzdem im Sein herausfordert, weil er ihn transformiert. Diese Herausforderung äußert sich konkret in dem, was ich als Diffusionsprozess sehe: Der Übertritt von Normen aus dem einen sozialen Raum in den anderen. Dabei will ich nicht davon ausgehen, dass das komplette Normenset des sozialen Raums „Internet“ grundlegend von dem verschieden ist, was wir aus der Alltagswelt kennen. Dennoch hat eben eine andere Form der Interaktion dazu geführt, dass wir andere Normen ausgebildet haben. Diese Unterschiedlichkeiten führen zu einer Verunsicherung in der Sozialität zwischen Menschen, die sich in dem Diskurs äußert, den ich eingangs erwähnte.

Verunsicherung als relevante Dimension des Handelns zwischen den Ebenen

Die neue Erfahrung von parallelen sozialen Räumen bringt die Verunsicherung mit sich, Normensets auseinanderhalten zu müssen, die in jeweils getrennten Interaktionsräumen stattfinden. Insofern möchte ich Bauman (zumindest für dieses Beispiel) widersprechen, wenn er behauptet, dass es sich beim Spiel um eine zeitlich klar definierte Einheit handelt,

die einmal beendet keine weiteren Folgen nach sich zieht (Bauman 2009: 255): Zwar markiert das Ausloggen aus dem sozialen Netzwerk deutlich den Übergang zwischen den Formen der Sozialität, dies wird jedoch durch die elementare Verunsicherung bedroht. Eine so klare Grenze lässt sich dadurch nicht erhalten, weil die Handlungen im Internet auch zu Anschlusskommunikationen in der Alltagswelt führen können. Baumans These vom Verschwinden des Raumes, der dem Flaneur eben seine Passion ermöglichte, findet in diesem Zusammenhang demnach keine Zustimmung, weil es sich vielmehr um die Existenz mehrerer identifizierbarer Räume handelt, deren Grenzen durchlässig sind. Dennoch erweist sich der Begriff der „Telecity“ in gewisser Weise als passend:

Die Fremden [...], denen sich der Fernsehzuschauer [sic] gegenüber sieht, sind fernvermittelt, bildschirmvermittelt; angenehmerweise gibt es einen Glasschirm, auf den ihr Leben begrenzt bleibt: die Reduktion ihres existenziellen Modus auf reine Oberfläche ist nun, zu guter Letzt, greifbar offensichtlich, unbezweifelbar und technologisch garantiert. (Bauman 2009: 265)

Allerdings handelt es sich hierbei nicht mehr um Fremde, sondern um Bekannte und Freund_innen, deren Existenz im neuen Raum sie nahezu einhegt und somit

die Form der Sozialität noch einmal klarer abgrenzt.

Fazit

Wir alle sind heute in zahlreichen Rollen eingebunden, die teils widersprüchlich teils sogar konflikthaft sein können. Rollenkonflikte sind nichts grundlegend Neues, neu ist jedoch die Arena der Austragung: Hat vor der Zeit des Internets noch der physische Raum die Funktion eingenommen, Konflikte zu verhindern, indem verschiedene Personenkonstellationen mit verschiedenen Rollenerwartungen an das Individuum gar nicht zustande gekommen sind, löst das Internet diese Barriere allmählich auf und schafft Plattformen, auf denen alle Rollenerwartungen gleichzeitig auf die Personen blicken. Das Konfliktpotenzial dieser Situation soll schließlich dadurch gemildert werden, dass die Ausprägungen der eigenen Rollen minimiert werden und somit nur Inhalte geteilt werden, die möglichst keine der Rollenerwartungen erzürnt. Dieses nach außen beobachtbare Verhalten auf Social-Media-Plattformen habe ich Minimalkonsens genannt. Da somit zunächst unterschiedliche Verhaltensnormen für Internet und Alltag existierten, führte die daraus resultierende Verunsicherung zu einer Auflösung der Grenzen dieser beiden sozialen Räume, sodass die Norm der Distanziertheit, die aus dem Minimalkonsens

erwächst, in die Alltagswelt übertreten und sich dort Geltung verschaffen kann. Daraus ergibt sich ein zweiteiliges Verständnis von Entfremdung: Entfremdung ist heute zum einen die Entfremdung von Anderen und zum zweiten eine Selbstentfremdung. Von sich selbst entfremdet man sich deshalb, weil die Artikulationsmöglichkeiten im Internet beschnitten sind. Wer nach dem Minimalkonsens handelt, verliert die Fähigkeit, sich in den Rollen auszudrücken und nimmt sich selbst die Freiheit, zu posten, was er_sie will. Das andere Element, die Entfremdung von Anderen, folgt aus der Norm der Distanziertheit, die im Alltag Platz gefunden hat: Sorge und Verantwortung für andere sind nicht erwünscht, weil sie uns die Rollen zurückbringen, von denen wir uns die Freiheit mit der Entfremdung von uns selbst erkaufte haben. Anders gesprochen: Jedes Verhalten, das auf einer Rolle beruht steht prinzipiell in der Gefahr, den Minimalkonsens und somit den Frieden der Rollenkonflikte zu bedrohen.

Dieser Entfremdungsbegriff ist somit ein Vorschlag für ein Verständnis, das einbezieht, welche Bedeutung das Internet bei den Interaktionen in der Realität hat und dem Diskurs Rechnung tragen soll, der Gesellschaft und Freundschaft als distanziert und unpersönlich wahrnimmt.

ZUM AUTOR

Jonathan Armas, 20, Studium der Soziologie und Politikwissenschaft an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg/Breisgau. Seine Interessensschwerpunkte sind die empirische Geschlechterforschung sowie sozialwissenschaftliche Identitätsforschung.

LITERATUR

Aretz, Wera/Gansen-Ammann, Dominic-Nicolas/Mierke, Katja/Musiol, Annika (2017): Date me if you can: Ein systematischer Überblick über den aktuellen Forschungsstand von Online-Dating. In: Zeitschrift für Sexualforschung, Jg. 30/1, S. 7–34.

Bauman, Zygmunt (1992): Dialektik der Ordnung: Die Moderne und der Holocaust. Hamburg: EVA.

Bauman, Zygmunt (2009): Postmoderne Ethik. Hamburg: Hamburger Edition.

Finkel, Eli J./Eastwick Paul W./Karney, Benjamin R./Reis, Harry T./Sprecher, Susan. (2012): Online Dating. A Critical Analysis From the Perspective of Psychological Science. In: Psychological Science in the public interest, Jg. 13/1, S. 3–66.

Gräfe, Daniel (2017): Die Fallstricke von Facebook: Kündigungen wegen Postings. In: Stuttgarter Nachrichten, 06.01.2017. Online verfügbar unter: <http://www.stuttgarter-nachrichten.de/inhalt.kuendigungen-wegen-postings-die-fallstricke-von-facebook.c6d6f915-2f83-4aac-bdba-eff541ff40c5.html> (28.05.2017).

hinsehen (2015): Filmtipp: #Zeitgeist – von digitaler Nähe und analoger Entfremdung. 14.11.2015. Online verfügbar unter: <https://hinsehen.net/2015/11/14/filmtipp-zeitgeist-von-digitaler-naehe-und-analoger-entfremdung/> (29.06.2017).

Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (2003): Dialektik der Aufklärung: Philosophische Fragmente. Frankfurt am Main: Fischer.

IfD Allensbach (2016): Anzahl der Internetnutzer in Deutschland, die das Internet für Singletreffs, Kontaktanzeigen oder Singlebörsen nutzen, nach Häufigkeit der Nutzung von 2013 bis 2016 (in Millionen). Online verfügbar unter: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/168890/umfrage/internet-zur-nutzung-von-singleboersen-kontaktanzeigen/> (01.03.2017).

Illouz, Eva (2006): Gefühle in Zeiten des Kapitalismus: Adorno-Vorlesungen 2004. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Jaeggi, Rahel (2016): Entfremdung: Zur Aktualität eines sozialphilosophischen Problems. Berlin: Suhrkamp.

Kaufmann, Jean-Claude (2011): Sex@mour: Wie das Internet unser Liebesleben verändert. Konstanz: UVK.

Kämper, Vera (2013): Obama-Besuch: Die Kanzlerin entdeckt #Neuland. In: Spiegel Online, 19.06.2013. Online verfügbar unter: www.spiegel.de/netzwelt/netzpolitik/kanzlerin-merkel-nennt-bei-obama-besuch-das-internet-neuland-a-906673.html (28.05.2017).

Reckwitz, Andreas (2015): Die Transformation der Sichtbarkeitsordnungen: Vom disziplinären Blick zu den kompetitiven Singularitäten. In: Soziopolis, 28.09.2015. Online verfügbar unter: www.sozio.polis.de/beobachten/kultur/artikel/die-transformation-der-sichtbarkeitsordnungen (28.05.2017).

Simmel, Georg (1995): Die Großstädte und das Geistesleben. In: Kramme, Rüdiger, Rammstedt, Otthein, Rammstedt, Angela (Hrsg.): Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908: Band 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 116–131.

Singlebörsen-Vergleich. Anzahl der Mitgliedschaften bei Online-Dating-Börsen in Deutschland in den Jahren 2003 bis 2015 (in Millionen). Online verfügbar unter: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/76509/umfrage/anzahl-der-mitglieder-von-online-dating-boersen-seit-2003/> (28.01.2017).

TolunaTeamDE. Verbindet oder entfremdet Social Media die Gesellschaft? Online verfügbar unter: <https://de.toluna.com/opinions/2129083/Verbindet-oder-entfremdet-Social-Media-die-Gesellschaft> (29.06.2017).

Vielmeier, Jürgen. Wozu eigentlich noch Facebook? Online verfügbar unter: <https://trendblog.euronics.de/internet/wozu-eigentlich-noch-facebook-49357/> (06.07.2017).